

## **Es gilt das gesprochene Wort!**

### **Vortrag von Weihbischof Schepers bei der 14. Fastenaktion des KKV Diözesanverbands Essen am 8. März 2010, 17.00 Uhr in der Aula des BGV**

Lieber Herr Schaffrick,  
liebe Frau Ziolkowski,  
lieber Herr Kionka,  
liebe Mitglieder des KKV,  
sehr geehrte Damen und Herren,

das Fastenessen des KKV im Bistum Essen hat nun bereits eine 14 Jahre lange Tradition. Sie treffen sich – und das finde ich sehr wichtig – nicht nur zum geselligen Beisammensein. Essen vielleicht etwas, das einfacher ist als es außerhalb der Fastenzeit wäre. Verzichten auf Alkohol und Süßes. Nein: Es steht etwas Wichtigeres für Sie im Vordergrund. Sie besinnen sich auf den Ursprung Ihres Verbandes als eine Vereinigung von Katholiken, die in der Wirtschaft und Verwaltung tätig sind und ihr Handeln bewusst aus christlichen Wurzeln heraus gestalten wollen. Sie lassen diesen Grundsatz lebendig werden, indem Sie sich mit einer Spende für ein wichtiges Anliegen einsetzen. Heute ist dies die Hilfe für die Opfer des schrecklichen Erdbebens in Haiti, dem ärmsten Land des amerikanischen Kontinents überhaupt. Und sie tun es, indem Sie sich mit einem wichtigen Thema beschäftigen, das sich dem Kern dessen nähert, warum Sie im KKV zusammen sind.

„Was du nicht willst, was man dir tu‘, das füg‘ auch keinem anderen zu“ – ist die Überschrift über meinen Impuls, um den Sie mich gebeten haben. Zunächst klingt dieser kleine, gereimte Satz harmlos. Er ist als Sprichwort bekannt, wird häufig benutzt, um Kindern zu erklären, warum man sich „anständig“ benehmen soll. Aber ein zweiter Blick geht tiefer, denn der Satz erfordert genaues Nachdenken: Was möchte ich nicht von jemand anderem zugefügt bekommen? Und: Wie kann ich mich so tief in den anderen hereindenken, dass ich erkenne, was er *nicht* von mir wünscht?

Vom deutschen Soziologen und Philosophen Norbert Elias stammt ein heute viel beachtetes Werk mit dem Titel „Der Prozess der Zivilisation“. Es erschien 1939 und wurde, da Elias jüdische Wurzeln hat, in Deutschland erst nach dem Ende der Nazi-Herrschaft und somit recht spät wahrgenommen. Seine These ist, vielleicht etwas verkürzt zusammengefasst: Die gesellschaftliche Entwicklung ist aufs engste verknüpft mit der persönlichen Entwicklung des Einzelnen. Dazu gehört auch die Erkenntnis, dass sich bei der Entwicklung der Völker zu zivilisierten Gesellschaften soziale Regeln, moralische Standards und Verhaltensmuster entwickelt haben, die zwar von jedem Einzelnen getragen, gelebt und umgesetzt werden und doch letztlich die Grundpfeiler einer Gesellschaft ausmachen.

Der Kirchenhistoriker Arnold Angenendt hat diese Gedanken in seinem aktuellen Buch „Toleranz und Gewalt“ noch einmal aufgegriffen und zeigt am Beispiel von Auseinandersetzungen zwischen Menschen, wie sich moralische Standards entwickeln konnte. Der erste Standard war: „Wie du mir, so ich dir“. Ja, Sie hören richtig! Heute klingt dieser Satz hart, unbarmherzig. Heute wird unseren Kindern beigebracht, nicht mit gleicher Münze heimzuzahlen, was sie selbst erlebt haben. Angenendt weist aber mit Recht darauf hin, dass „Wie du mir, so ich dir“ zunächst heißt: „Ich räche mich nicht in größerem Maß, als ich selbst habe erfahren müssen“. Rache also erhält eine Schranke, die es vorher nicht gab. Die Regel beendet das Recht des Stärkeren und – was besonders wichtig ist – schiebt Willkür einen Riegel vor. Sie verlangt, die eigenen Effekte und negativen Emotionen nicht einfach heraus zu lassen, sondern sie zu disziplinieren und Grundsätzen zu unterwerfen, nach denen ich mich dann in jedem Fall richte.

Wie ging es weiter? Schaut man in die Geschichte, gibt es viele Beispiele dafür, dass die Verhältnismäßigkeit von Tat und Reaktion nicht gewahrt wurde. Fehden und Kriege wurden mit unerbittlicher Gewalt geführt. Unterdrückung, Versklavung, Leibeigenschaft ließen erkennen, dass nicht jeder Mensch als gleichwertig und daher gleichberechtigt angesehen wurde. Hier noch ein Schlaglicht aus der Geschichte: Kaiser Karl V. erließ im 16. Jahrhundert, in der Zeit der Reformation also, die „Halsgerichtsordnung“. Straftaten wurden in diesem Gesetzesbuch genau genannten Strafen zugeordnet. Liest man den Text heute, scheinen die Strafen oft grausam. Die Todesstrafe, Folter und Körperstrafen waren noch lange nicht abgeschafft. Und trotzdem sind sich die Historiker einig, dass dieses Gesetzeswerk ein

wichtiger Schritt in der Entwicklung der zivilisierten Gesellschaft war: Denn der jeweilige Landesherr, der zugleich oberster Richter in seinem Einflussbereich war, konnte nicht einfach Strafen verhängen, die er selbst festlegte. Er musste sich an das Gesetz halten. Und dieses Gesetz galt für jeden.

Dies sind Beobachtungen aus der Sicht der Geschichte und der Soziologie. Besonders wichtig ist für uns Christen aber die Botschaft der Bibel. Dabei sind voran die Zehn Gebote zu nennen. Wichtig hierbei: Es handelt sich nicht nur um ein reines Regelwerk, das von Menschen erlassen wurde, um das Zusammenleben zu regeln. Die Überlieferung des Buches Exodus weist darauf hin, dass Mose die Gesetze *von Jahwe selbst* erhalten hat. Das bedeutet, diese Gebote sind mit einer besonderen Autorität versehen. Ich könnte heute noch sehr viel mehr über die Zehn Gebote reden, daher jetzt nur kurz dies: Die Zehn Gebote haben selbstverständlich eine besondere Autorität und Würde von Gott. Aber sie dienen nicht allein dazu, Gottes Macht zu erweisen und die Menschen den göttlichen Regeln zu unterwerfen. Der Glaube an Gott und die Ehrfurcht vor ihm stehen in einem Sinnzusammenhang mit den Regeln, die das menschliche Zusammensein betreffen und die letztlich dazu helfen sollen, dass das menschliche Leben gelingen kann. Gottes Autorität hat zutiefst damit zu tun, dass Er der Schöpfer alles Lebens ist. Gott will, dass das Leben ein Ziel hat. Diesem Ziel gehen die Menschen nicht allein, sondern in Gemeinschaft – in Gesellschaft – entgegen. Gottes Liebe und gelingendes menschliches Leben sind nicht zu trennen.

Das Alte Testament hält viele Beispiele von Schuld und Vergeltung bereit. Menschen, die Böses getan haben, erhalten ihre gerechte Strafe. Umgekehrt aber auch die, die Gutes tun, ihren Lohn. Neben diesem *Tun-und-Ergehen-Zusammenhang* wird immer wieder auch Gottes verzeihende Liebe deutlich. Hierzu ein Beispiel: Der Prophet Jona wird von Gott nach Ninive gesandt, um die Bewohner zur Umkehr von ihren Sünden aufzurufen. Ansonsten werde er die Stadt zerstören. Jona, der zunächst ausweichen will, fügt sich Gottes Auftrag. Er warnt die Bewohner, die fasten, umkehren, Buße tun. Und Gott verschont die Stadt und seine Bürger.

Es geht also noch einen Schritt weiter: Tat und Vergeltung werden nicht mehr nur in einem festgelegten und als gerecht betrachteten Zusammenhang gebracht, sondern Vergebung und Verzeihung treten in den Vordergrund. Sie kennen alle die Erzählung von der Ehebrecherin, die von Schriftgelehrten und Pharisäern gestellt worden ist. Sie soll gesteinigt werden. Als

aber Jesus hinzukommt und gefragt wird, was zu tun sei, antwortet er: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie“ (Joh 8,7b). Was die Schriftgelehrten von Jesus wissen wollen ist, ob die Strafe, wie sie z. B. im alttestamentlichen Buch Deuteronomium (Dtn 22,22) festgelegt ist, nun zur Anwendung kommen soll. Schließlich stehe es ja so geschrieben. Und sie sagen das mit Überzeugung, denn Tat und Strafe sind damit klar. Aber Jesus bringt einen anderen Aspekt ein: Der, der das Urteil über die Schuldige spricht, soll selbst überlegen, ob er selbst nicht in irgend einer Weise schuldig ist. Die Erzählung endet damit, dass alle die, die zunächst richten und hinrichten wollten, betreten den Ort des Geschehens verlassen. Dass sie sich beschämt fühlen, zeigt, dass Jesus auch den Nerv ihres Selbstverständnisses getroffen hat. Rechtschaffenheit ist nicht die Umsetzung von Gesetzesworten, sondern die klare Orientierung hin zum Nächsten. Konkret gesagt: Wenn Jesus verzeiht, dann ist auch der Aufruf an die anderen – und auch an uns – vergebt den anderen? Die österliche Bußzeit, in der wir uns jetzt befinden, ist eine Zeit der Umkehr und der Buße. Sie ist ein Aufruf an jeden einzelnen, den Weg zurück auf den Weg der Nachfolge Jesu Christi zu suchen. Und wenn wir die Botschaft des Evangeliums ernst nehmen, geht es auch darum, Vergebung und Versöhnung zu üben – und damit den Willen Jesu zu tun.

Es geht also um Vergebung, die ein wichtiger Bestandteil von Menschlichkeit ist. Es geht auch um Ehrlichkeit mit sich selbst und mit anderen. Natürlich ist es schmerzhaft einsehen zu müssen, dass ich selbst nicht frei von Schuld bin. Aber das relativiert auch meine Einstellung zur Schuld der Anderen – und letztlich auch zu Gott. Schauen wir noch einmal auf die biblische Geschichte: Jesus verhindert die Todesstrafe für die Ehebrecherin, indem er *allen* deutlich macht, dass sie der Vergebung bedürfen. Unsere christliche Hoffnung ist es, dass unser Herr uns diese Vergebung schenkt, wenn wir ehrlich sind, umkehren und uns mit aller Kraft um das Gute bemühen.

Meine Damen und Herren, liebe Mitglieder des KKV, damit sind wir auch genau im Zentrum dessen, was Sie in Ihrem Verband zusammen führt. Ihr Motto lautet „ehrlich im Handel, christlich im Wandel“. Als „Katholischer Kaufmannsverein“ hat sich der KKV seit über 130 Jahren zum Ziel gesetzt, die Gesellschaft mitzugestalten und christliche Akzente in der Wirtschaft zu setzen. Dabei spielt Ehrlichkeit eine entscheidende Rolle. Das Bild des anständigen Kaufmanns, der fairen Handel betreibt, nicht nur den Eigennutz sucht, sondern auch seine Verantwortung für die Anderen wahrnimmt, hat Ihnen all die Jahre die

Richtschnur vorgegeben. Dieses Anliegen ist heute keineswegs weniger aktuell als damals zur Zeit der Gründung. Heute stellen sich viele Fragen neu und drängend: Gerade hier bei uns im Ruhrgebiet gibt es eine hohe Arbeitslosigkeit. Viele junge Menschen – besonders Hauptschüler – haben große Schwierigkeiten, einen Ausbildungsplatz zu finden. Gerade hier liegt ein großes Tätigkeitsfeld der katholischen Sozialverbände, nämlich Wirtschaft nicht nur als bloße Quelle finanzieller Erfolge zu sehen, sondern als einen gesellschaftlichen Motor, der Menschen Perspektiven gibt, indem er Arbeits- und Ausbildungsplätze schafft und sichert. Dass hier gerade die kleinen und mittelständischen Betriebe daran einen hohen Anteil haben und es oftmals eine enge Verbundenheit zwischen Unternehmer und Mitarbeitenden gibt, ist bekannt, und das finde ich anerkennenswert.

Ein anderer Aspekt ist heute – das kann ich hier nur kurz anreißen – die Globalisierung. Grenzen des Handels fallen mit dem Wachsen neuer Kommunikationswege, einfacherer Verkehrswege, dem Wachsen des Finanzwesens. Wir haben es hier in Deutschland und besonders an der Ruhr schmerzlich zu spüren bekommen: Der Bergbau ist fast eingestellt, nicht weil keine Kohle mehr vorhanden, sondern weil der Abbau im Ausland billiger ist. Ähnliches galt für den Umzug von Nokia aus Bochum nach Rumänien, ganz zu schweigen von ganzen Branchen wie der Textilproduktion, die Deutschland fast vollständig verlassen hat. Das tut weh, doch bleibt das Faktum, dass in anderen Ländern deswegen neue Arbeitsplätze entstanden sind, indem bei uns welche abgebaut wurden. Ist das gerecht, wenn wir dabei argwöhnisch sind? Ist es richtig zuzustimmen, wenn es heißt: Wir müssen uns zunächst um uns selber kümmern? Papst Benedikt XVI. brachte es in seiner neuen Sozialenzyklika „Caritas in Veritate“ auf den Punkt, wenn er sagt, die Globalisierung habe die Länder der Welt zu Nachbarn, nicht aber zu Geschwistern gemacht. Das zeigt auch, was noch nötig ist: Geschwisterlichkeit.

Meine Damen und Herren, ich habe von der Entwicklung der Zivilisation gesprochen, von der biblischen Überlieferung, der Vergebung. Wichtigste Richtschnur ist für uns Christen aber das Gebot der Nächstenliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Jesus gibt seinen Jüngern dieses Gebot, doch nennt er zuvor noch ein weiteres: Du sollst deinen Herrn und Gott lieben. Gottesliebe und Menschenliebe gehören zusammen. Der Mensch ist Gottes Geschöpf, von Gott geliebt und daher auch zur Liebe zu Gott und den anderen Mitgeschöpfen aufgerufen.

Also: Wer Gott liebt, kann das nicht tun ohne die Nächstenliebe. Oder: Glaube ist immer sozial; Glauben kann man nicht allein.

Ein anderer Aspekt: Wenn es heißt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, dann ist nicht nur die Liebe zum Anderen verlangt, sondern auch die Liebe zu sich selbst. Nur wer sich selbst wertschätzt, kann auch den Anderen wertschätzen. Nur was ich selbst habe, kann ich auch geben. So ist das Gebot der Nächstenliebe nicht ein weltfremder Aufruf zum Gutmenschentum, das nicht viel mehr als ein mitleidiges Lächeln verdient hätte. Das Miteinander von Gottesliebe und Nächstenliebe, die auch eine gesunde Liebe zu sich selbst umfasst, bildet die Grundlage des gesellschaftlichen Miteinanders, so wie wir Christen es verstehen. Die katholische Soziallehre systematisierte es folgendermaßen: Grundlage ist die menschliche Person, von Gott geschaffen und als sein Ebenbild mit unantastbarer Würde ausgestattet. Jeder ist aufgerufen, mit seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten für sein eigenes Wohl zu arbeiten; gleichzeitig ist er dazu aufgerufen, für alle die mitzusorgen, die nicht für sich selbst sorgen können. Dies ist, vereinfacht gesagt, das Miteinander von Subsidiarität, die jeden mit seinen Begabungen ernst nimmt und ihn fordert, und von Solidarität, die niemanden ins Bodenlose fallen lässt.

In Ihrem Verband wirken Sie daran mit, dass durch ihre berufliche Tätigkeit in der Wirtschaft und in der Verwaltung, durch Ihr Zeugnis des Lebens und Ihr Engagement für Andere unsere Gesellschaft christlich und daher menschlich mitgestaltet wird. Dafür danke ich Ihnen von Herzen und wünsche Ihnen für alles Weitere Gottes Geleit und Seinen reichen Segen. Noch einmal danke ich Ihnen für Ihren Einsatz zur Linderung der Not anderer Menschen – heute für die Erdbebenopfer in Haiti. Sie zeigen damit, dass Religion und Glaube nichts für die Nische ist. Sie gehören mitten ins Leben hinein, nicht in die private Abgeschlossenheit, sondern sie muss ganz nahe bei den Menschen sein.

Schließen möchte ich mit einem Zitat aus einer Predigt von Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler, dessen Erbe sich der KKV ja aufs engste verbunden weiß: „Unsere Religion ist nicht wahrhaft katholisch, wenn sie nicht wahrhaft sozial ist...Nur dann, wenn unsere Kirche eine wahrhaft soziale Kirche ist, ist sie eine wahrhaft katholische Kirche.“

Dem brauche ich nichts hinzuzufügen.

